

Dogmenentwicklung erwiesen hat. Daher die besondere Aktualität von Newmans Erkenntnistheorie für viele Probleme der Theologie auch unserer Gegenwart. Wer tiefer darauf eingehen will, wird Willams gründliche Schrift nicht missen können.

OVERHAGE PAUL, *Menschenformen im Eiszeitalter. Umwelten — Gestalten — Entwicklungen.* (456.) Knecht, Frankfurt a. M. 1969. Ln. DM 36.—.

Der als Biologe und Anthropologe angesehene Vf. hat schon in einer Reihe von Werken sich von verschiedenen Gesichtspunkten aus mit den Problemen der Evolution und Hominisation befaßt. Nun steuert er ein weiteres bei. Das Eiszeitalter, dessen Dauer auf etwa zwei Millionen Jahre angesetzt wird, war trotz des Dunkels, das immer noch über ihm liegt, die große Zeit des Werdens des Menschen. Zwar kann es, wie auch Heberer zugibt, vorläufig immer nur um „Jeweils-Theorien“ gehen, weil stets mit neuen, vielleicht sehr überraschenden Fossilienfunden zu rechnen ist. Aber über die großen Linien des Werdeganges der Menschheit herrscht heute ziemliche Einigkeit, wenn auch über die Wirkfaktoren die Meinungen teilweise noch weit auseinandergehen, wobei natürlich weltanschauliche Voraussetzungen eine große Rolle spielen. — In drei Hauptteilen legt O. mit großer Sachkenntnis und wohl abwägendem kritischem Sinn die wichtigsten derzeitigen Anschauungen dar. Zunächst über Umwelt und Gliederung des Eiszeitalters. Dann über die Gestalten und die Lebensweise der Australopithecinen, des neu entdeckten „Homo habilis“ sowie der Altmen-schen, Neandertaler und Neumenschen, die teilweise nebeneinander lebten. Schließlich über die Ableitung der Hominiden aus Primaten des Tertiärs, über die Entwicklung des menschlichen Gehirns und die Ausbreitung der Menschheit über die ganze Erde.

Das Buch bietet eine verlässliche Orientierung über alle diese Fragen und damit auch eine gute Grundlage für ihre sachgerechte philosophische und theologische Ausdeutung. Ein kleines Versehen sei angemerkt: Seite 176 heißt es, daß das Vertes-Gebirge etwa 50 km „östlich“ von Budapest liegt, während Seite 157 die richtige Angabe „westlich“ zu lesen ist.

Linz

Josef Knopp

DERUNGS URSICIN, *Der Moralthologe Joseph Geishüttner (1763–1805), I. Kant und J. G. Fichte. Studien zu den philosophischen Grundlagen der „Theologischen Moral“* Joseph Geishüttners. (Studien zur Geschichte der kath. Moralthologie, hg. v. M. Müller, Bd. 16.) (348.) Pustet, Regensburg 1969. Kart. lam. DM 39.—.

J. Geishüttner aus Gmunden in Oberösterreich studierte am Generalseminar in Wien katholische Theologie und war anschließend

durch zehn Jahre Professor der Moralthologie in Linz. Kaiser Joseph II., der die Generalseminarien eingerichtet hatte, erklärte „die Philosophie als Gesetzgeberin meines Reiches“ und wünschte auch eine wissenschaftliche Theologie auf der Grundlage der modernen Zeitphilosophie. Geishüttner schrieb darum seine „Theologische Moral“ (Linz 1802) in enger Anlehnung an Kant und Fichte. Sein Hauptwerk trägt durchgehend aufklärerische Züge. Mit Kant sieht er in der Kirche nur eine „Tugendgesellschaft“, mit Fichte erklärt auch er die „Erhebung zur freien und unbeschränkten Selbsttätigkeit“ als oberste Sittennorm.

Derungs' historische Untersuchung, die mit einer geradezu vorbildlichen Gründlichkeit durchgeführt wurde, zeigt uns in einem Sonderfall wieder die Begegnung von Religion und Philosophie. Es wäre interessant, weiterzufragen, wieweit auch die heutige religiöse Krise von der Philosophie der Aufklärung in der Ausprägung der heutigen Zeitphilosophie verursacht ist.

CLAUDEL PAUL, *Ich glaube an Gott.* (381.) Echter, Würzburg 1969. Ln. DM 29.—.

Wie Paulus vor Damaskus, so wurde Paul Claudel am Weihnachtstag 1886 in der Kathedrale von der Gnade Gottes getroffen und in einen neuen Menschen umgewandelt. „Da nun vollzog sich das Ereignis, das für mein ganzes Leben bestimmend sein sollte. In einem Nu wurde mein ganzes Herz ergriffen, ich glaubte. Ich glaubte mit einer so starken Überzeugung, daß keinerlei Platz auch nur für den geringsten Zweifel offenblieb.“ Von diesem Tag an wünschte er nur noch eines: Alle seine Leser sollten in ihm nicht den Dichter sehen, sondern nur „den Diener Gottes, der sich leidenschaftlich einsetzt für den Ruhm, die Wahrheit und die Liebe Gottes“. Sein Herz erglüh für Christus: „Er ist mein einziger König, für ihn kämpfe ich, ihn will ich verteidigen und verherrlichen.“ Die Religion, die er allein verteidigen will, ist die katholische: „Gibt es viele Religionen? Für mich gibt es nur eine einzige, das ist die christliche, katholische, apostolische und römische Religion.“

Den Wunsch des Dichters, seinen katholischen Glauben zu bekennen, zu verteidigen und zu verherrlichen, hat die Hg. Agnès du Sarment zu erfüllen gesucht. Mit einer feinen Einfühlungsgabe hat sie aus 30 Prosa-Werken Claudels, die 6000 Seiten umfassen, Texte herausgenommen und nach den zwölf Artikeln unseres katholischen Kredo geordnet. Dazu stellte sie den dogmatischen Inhalt des jeweiligen Artikels kurz nach Thomas v. A. und dem Katechismus von Trient zusammen. Paul Claudel ist kein Theologe, man darf sich darum vom Werke keine wissenschaftlichen Analysen unseres Glaubens erwarten. Er ist aber ein tiefgläubiger Christ und ein

begnadeter Dichter, der jene Lehren, die eine wissenschaftliche Theologie trocken und kalt darlegt, zum Leuchten und Erglügen bringt und so Menschen für ihren Glauben begeistert. Die große Zahl derer, die Claudel ihre religiöse Bekehrung verdanken, rechtfertigen die Mühe, die sich die Hg. der Texte und der Verlag mit diesem Buch gemacht haben.

ORAISON MARC, *Psychologie des ehelosen Lebens*. (103.) Grünewald, Mainz 1969. Kart. lam. DM 9.80.

Der Vf. bringt für die Behandlung des heiklen Themas ganz besondere Qualitäten mit: Er ist Dr. med. und auch Dr. theol., er ist Benediktiner mit Spezialstudien für Psychologie, Psychoanalyse und Pädagogik, und er lebt in der gewiß weltaufgeschlossenen Stadt Paris. Der wertvollste Teil dieser Schrift liegt in der grundlegenden Unterscheidung einer „negativen“ und einer „positiven“ Ehelosigkeit. „Negativ“ Ehelose sind Menschen, die sexuell nicht gereift sind, die in der Pubertät stecken geblieben sind. Sie sind oft schüchtern, kontaktarm, spröde, seltsame Käuze, Homosexuelle oder Neurotiker verschiedenster Art. Sie taugen nicht zu einem „Leben als Paar“, sie können sich nicht entschließen zu einem verpflichtenden Ja vor der bürgerlichen Obrigkeit. Anders die „positive“ Ehelosen. Sie sind sexuell normal gereift, ausgeglichen, heiter, aufgeschlossen, immer jung und zu neuen Aufgaben bereit. Sie sind Frauen gegenüber höflich und in keiner Weise aggressiv, sie werden aber von ihren Geschlechtstrieben nicht überschwemmt, sind von Frauen nicht so leicht zu verführen, haben ihren Schwerpunkt in sich selber. Es sind meist Menschen, die auch gerne allein sind, viel lesen, sich stets fortbilden und sich stark für soziale Aufgaben engagieren. Von ihnen hört man dann immer: „Schade, daß er nicht verheiratet ist, das wäre ein prachtvoller Ehemann!“

O. zeigt für die heutige Zölibats-Diskussion volles Verständnis. „Aber häufig geschieht dies in einer leidenschaftlichen Art und Weise, der man noch das Tabu anmerkt und jenes andere Tabu, das Gegentabu.“ Es sind die „negativ“ Ehelosen, es sind die in der Pubertät stecken Gebliebenen, „die den Anblick und den Umgang des besser integrierten Erwachsenen schlecht ertragen“. Solche melden sich heute am lauteften zum Worte. Die Grundhaltung aller Zölibatäre sollte darum die „positive“ Ehelosigkeit sein. Nur solche werden gute Priester sein, die auch gute Ehemänner und Familienväter wären. Als stärkstes Motiv des innerlich bejahten Zölibates sieht Vf. die gläubige Bereitschaft, schon jetzt Zeugnis abzulegen für das auferstandene Leben: „Die Kinder dieser Welt nehmen zur Ehe und werden zur Ehe genommen. Die aber jener Welt und der Auferstehung von den Toten für würdig geachtet

werden, nehmen nicht mehr zur Ehe und werden nicht zur Ehe genommen“ (Lk 20, 34 f.). Aber selbst für die „negativ“ Ehelosen hat O. einen Trost: Durch Sublimierungen aller Art können sie zu den höchsten Leistungen emporgeführt werden. — In allem: Ein wertvolles Buch, das dieses Problem in großer Offenheit angeht und vielen bedrängten Menschen Trost bringen kann.

Graz

Johann Fischl

BECK HEINRICH, *Philosophie der Technik*. Perspektiven zu Technik — Menschheit — Zukunft. (Incitantente, Kritische Beiträge zur wissenschaftlichen Diskussion, hg. v. Ascher/Behler/Janssen.) (226.) Spee, Trier 1969. Ln. DM 19.80.

Technik ist für den modernen Menschen aus dem Bereich des Akzidentellen in den Bereich der Proprietäten aufgerückt. Dies so sehr, daß die Zukunft des Menschen wesentlich davon abhängt, wie der Mensch mit dieser Proprietät fertig wird. Man denke etwa nur an jenen Bereich, der sich mit „Manipulation“ oder „manipulierter Mensch“ zusammenfassen läßt. So ist es verständlich, daß die Philosophie, die den Menschen zu ihrem Thema hat, auch die Frage nach der Technik stellt.

B. setzt dabei — etwa im Unterschied zu R. Berlinger — nicht im Anthropologischen an, obwohl er immer wieder darauf verweist bzw. verwiesen wird, sondern geht objektivistisch an die Technik heran. So wird im 1. Kap. die Frage nach dem „Wesen der Technik“ gestellt. Nach der Definition der Technik als „Anwendung der erkannten Naturgesetze in einer gezielten Veränderung der Realität“ (28) erfolgt der Übergang zum Anthropologischen, da Technik als Indienstnahme wesentlich relational zum Individuum und zur Gemeinschaft ist.

Daraus ergibt sich die Frage des 2. Kap., in dem es um den positiven weltgeschichtlichen Sinn der Technik geht. Dieser positive Sinn besteht in der Einigung zwischen Natur und Mensch einerseits und zwischen den Menschen andererseits. Das 3. Kap., in dem die negativen Aspekte der Technik herausgearbeitet werden, ist schon sehr stark von der ethisch-pädagogischen Zielsetzung des 4. Kap. bestimmt, in dem es in letzter Konsequenz um das „Was ist zu tun?“ geht. Die Ambivalenz der Technik verlangt ein neues Existenzverständnis des Menschen, das ohne das Getroffensein von der zu bewältigenden Aufgabe undenkbar ist. Damit ist ein wesentlicher Aspekt aufgezeigt: Die Technik selbst überwindet die Trennung von Theorie und Praxis, wenn die Zukunft im Sinne der Technik machbar werden soll.

Über das Zurückbleiben der Sprache hinter dem Thema wird der Leser leicht hinwegsehen können.